

Jean Charbonnier

Bericht über die Situation des chinesischen Christentums außerhalb Chinas

Etwa zwei Millionen Chinesen leben außerhalb des Landes ihrer Vorfahren. Diese Zahl umfaßt nicht die chinesische Provinz Taiwan und auch nicht Hongkong, das Handelszentrum Südchinas unter englischer Administration. Die Mehrzahl der Chinesen in Übersee (*Hua ch'iao*) hat nicht die chinesische Nationalität. Viele sind noch heimatlos, aber in zunehmendem Maße werden sie Bürger der Staaten, in denen sie leben. Sie sind über 115 Länder der fünf Kontinente verstreut. Die meisten von ihnen halten sich in Südostasien auf.

I. Vom Kuli bis zum Bankdirektor: eine bewegte Geschichte

Trotz des wirtschaftlichen Aufstiegs mancher Familien haben die Chinesen in Übersee eine ungesicherte Existenz geführt und führen sie immer noch. Die Urgroßväter der Geschäftsleute und Professoren von heute waren häufig vom Hunger bedrohte Bauern, die ins Ausland gingen, um ihre Familien vor Not zu bewahren. Nachdem sie in Sammeltransporten im unteren Schiffsraum zu fremden Ufern gebracht worden waren, wurden die ersten chinesischen Auswanderer häufig für die schwersten Arbeiten eingesetzt, so auch für die Rodung des malaisischen Urwalds oder für den Bau der transkontinentalen Eisenbahnlinie in den Vereinigten Staaten.

Obwohl sie geduldig und folgsam wie die Sklaven früherer Zeiten waren, gelang es ihnen doch, sich untereinander zu organisieren. Auch waren sie die Hüter einer langen kulturellen Tradition, deren Geheimnis in ihrer Sprache verborgen lag. Trotz Ausbeutung, Mißhandlung und Verfolgung konnten sie überleben. Aufgrund ihrer Arbeitsleistung und des steigenden Gewichts ihres wirtschaftlichen Vermögens gewannen sie in allen Ländern Freunde.

Die lange Geschichte der chinesischen Auswanderer ist noch nicht abgeschlossen, obwohl die meisten Länder ihre Pforten der Einwanderung geschlossen haben. Die ethnischen Minderheiten, die sie darstellen, leiden manchmal noch immer unter diskriminierenden Maß-

nahmen. Es kommt vor, daß ihnen Bodenerwerb oder die Ausübung bestimmter Berufe untersagt ist. Sie haben keinen anderen Ausweg, als sich dem Handel zuzuwenden, obwohl dieser Tätigkeit in der chinesischen Tradition ein verächtlicher Charakter beigemessen wird. Tatsächlich aber tun sie sich auf diesem Gebiet seit langem hervor. Das chinesische Handelskammer- und Bankennetz Südostasiens ist zu einer Wohlfahrtsquelle für die jeweilige lokale Wirtschaft geworden.

II. Ein für das Christentum aufnahmebereites Milieu

Von alters her haben sich einige Chinesen der Diaspora dem Christentum angeschlossen. 1661 bildeten die spanischen Dominikaner in Manila eine Gemeinde von 4000 Chinesen. Seit der Mitte des 19. Jahrhunderts treffen die großen chinesischen Auswanderungen in Richtung Südostasien und Amerika auf die in voller Expansion begriffenen christlichen Missionen. In Singapur und in Malaisia wurden Gemeinden mit verschiedenen Dialektgruppen geschaffen. Christsein bedeutet die Hoffnung auf eine offenere Erziehung und erleichtert die Beziehungen zu den fremden Händlern und Verwaltungsorganen. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts entdeckt der junge Sun Yatsen den christlichen Glauben in einer anglikanischen Schule in Honolulu. In den Gegenden Zentral-Amerikas, wo die chinesischen Kulis die früheren Sklaven ersetzten, bedeutet der christliche Glaube einen Aufstieg innerhalb der lokalen Gesellschaft. Chinesische Priester spielen eine aktive Rolle in der Entwicklung der katholischen Gemeinden; so Pater François Tam Assou in Cholon (1897), Pater Chiang auf Réunion (1890) oder Pater Philippe Lau in Neuguinea gegen 1930. Zur Zeit der Gründung der Volksrepublik China im Jahr 1949 repräsentieren die Katholiken etwa 1 % einer Diaspora, die zu der Zeit 10 Millionen Chinesen umfaßt.

III. Förderung eines spezifisch chinesischen Apostolats

In den folgenden 20 Jahren erhöht sich das Verhältnis auf 3 %, während die Gesamtbevölkerung der Diaspora sich verdoppelt hat. 1978 gibt es 750 000 Katholiken. Zusammen mit den Protestanten erreicht der Prozentsatz der Christen 5 %, was zehnmal mehr ist als in China selbst. Mehrere Untersuchungen analysierten die Bekehrungsbewegung der 50er und 60er Jahre. Die schnellen Veränderungen des sozialen Lebens brechen die Gettos auf. Die Großfamilie löst sich in kleinere Einheiten auf. Die traditionellen Ideale sind bedroht. Viele Chinesen treten den örtlichen katholischen Gemeinden bei aus dem Bedürfnis nach Sicherheit und nach brüderlicher Solidarität, gepaart mit dem

Wunsch, ihr traditionelles Menschheitsideal auf neue Grundlagen zu bauen.

Diese Bewegung genießt die Unterstützung von Priestern, Ordensleuten und Ordensfrauen, Missionaren oder Chinesen, die nicht mehr in China selbst dienen dürfen. Freilich strömt eine große Anzahl von ihnen mit den etwa 2 Millionen Flüchtlingen vom Kontinent auf die Insel Taiwan. Einige von ihnen lassen sich in Hongkong nieder, wo sie die Unterstützungsdienste für Flüchtlinge und Erziehungshilfen wahrnehmen. Allzu viele wurden in Gegenden außerhalb der Zentren der chinesischen Diaspora eingewiesen, so daß ihre chinesische Erfahrung ihnen keinen Nutzen mehr bringen konnte. Man mußte die Aufmerksamkeit der Kirche auf das Gewicht der Diaspora an sich lenken. Der Bischof von Ninghsia, Carlo Van Melckebeke, der 1952 aus China vertrieben wurde, widmete sich mit Leib und Seele dieser Aufgabe.

Im Jahre 1953 ernennt die Kongregation für die Verbreitung des Glaubens Bischof Van Melckebeke zum apostolischen Visitator der Chinesen in Übersee. Seine Mission besteht darin, das Apostolat unter den Chinesen in Übersee zu fördern und zu koordinieren, ohne jedoch besondere rechtliche Befugnisse zu haben. Eine seiner dringendsten Aufgaben ist es, die rund zweihundert jungen chinesischen Priester, die zur Zeit der kommunistischen Machtergreifung ihres Landes an ausländischen Seminaren studierten, klug einzusetzen. Er sollte im übrigen später an die Erneuerung dieses Personals denken durch die Befürwortung zweier kleiner chinesischer Seminare in Phulam bei Saigon und in Cebu auf den Philippinen.

Während er so den dringendsten Bedürfnissen nachkommt, organisiert er eine spezifische und dauernde Mission in Singapur, das die größte chinesische Konzentration außerhalb Chinas darstellt; er gründet ein katholisches Zentralbüro, das seinen Wirkungskreis schon bald auf die ganze Welt ausdehnt. Zu diesem Büro gehören ein Pressedienst, eine Bibliothek, ein Fernkurs in religiöser Unterweisung, ein Katechesedienst und ein Gebetsbund für China. Es gewährt allen Unternehmungen, die zum Vorankommen der christlichen chinesischen Gemeinden beitragen, finanzielle Unterstützung. Im Bewußtsein der Notwendigkeit der Bildung eines katholischen chinesischen Geistes befürwortet der apostolische Visitator im Jahre 1957 die Gründung zweier Studienzentren: des Studium Sociologicum in Singapur, das die Soziallehre der Kirche in den Gebieten Südasiens und Chinas verbreiten soll und das von den Franziskanern übernommen wurde; des Studium Sinicum in Königstein in Deutschland als Informations- und Publikationszentrum. Das erste dieser Zentren, das von Belang sein

konnte für die Zukunft, sollte später leider nach Taiwan verlegt werden.

Soziale und finanzielle Hilfe wird schließlich den zwangsumgesiedelten Personen und den Flüchtlingen gewährt. Dieser Dienst gegenseitiger Hilfe paßt sich dem Rahmen des beweglichen Milieus der Diaspora gut ein. Von jeher haben sich die Chinesen in Verbänden zur gegenseitigen Unterstützung organisiert, um den Ungewisheiten der Geschichte zu begegnen. Gewisse geheime Vereinigungen haben ja auch schonungslos dieses Schutzbedürfnis ausgenutzt. Die christlichen Hilfsdienste gleichen in brüderlicher Weise die Schwäche des sozialen Netzes der chinesischen Emigration und die Unzulänglichkeiten der Unterstützung aus. Die nationalen karitativen Dienststellen der Diözese versuchen, so gut es in ihrem Vermögen liegt, die ihnen bekannt werdende Not zu lindern.

Der Fortschritt eines spezifisch chinesischen Apostolats weckt die Aufmerksamkeit der örtlichen religiösen und auch der zivilen Autoritäten. Werden die Bischöfe der kulturellen chinesischen Wirklichkeit wohl gerecht? Ist die besondere Führung, die diese ethnische Minderheit braucht, im Rahmen ihrer Gesamtpastoral gesichert? Die lokalen Verwaltungsorgane, die daran interessiert sind, die Einheit und Unabhängigkeit ihrer Nation zu festigen, betrachten Aktivitäten, die einen kulturellen Partikularismus nähren könnten, mit Argwohn. Besteht da nicht die Gefahr politischer Spaltung? Die Christen setzen sich hier mit einem Problem auseinander, das in Wirklichkeit die gesamte chinesische Diaspora betrifft. Wie kann man ihre kulturellen Traditionen und ihre sozialen Bräuche mit einer totalen Integration in das Land, das sie aufnimmt, verschmelzen?

IV. Treue zur eigenen Kultur und Integration in die örtliche Gesellschaft

Mit wem fühlen sich die Chinesen der Diaspora tatsächlich solidarisch? Gehören sie voll und ganz dem Land an, in dem sich ihre Ahnen niederließen, wo sie selbst geboren sind, dessen Sprache sie sprechen und dessen Bürger sie oft sind? Dies ist wahrscheinlich der Fall zum Beispiel für die Mehrheit der Chinesen in Thailand. In anderen Ländern ist es möglich, daß die Chinesen sich wenig in die örtliche Bevölkerung integrieren, vor allem wenn sie weiterhin ihre Sprache sprechen und ihre eigenen Schulen unterhalten.

Die jungen Nationen Südasiens verlangen ihrerseits eine absolute politische Loyalität. Sie müssen die nationale Sprache sprechen, sogar einen ortsüblichen Namen annehmen und ihren chinesischen Namen aufgeben. In dem Wunsch, ihre Sicherheit zu retten und in

Frieden vorwärtszukommen, beugen sich die Chinesen diesen Auflagen. Aber sie wissen, daß ihre Anpassungsanstrengungen nicht imstande sind, jegliche Gefahr zu bannen. Ihre jüngste Geschichte in Indonesien und in Vietnam rechtfertigt ihre Vorbehalte. Nachdem die Regierung in Saigon allen Chinesen im Jahre 1957 die vietnamesische Staatsbürgerschaft auferlegt hat, untersagt sie ihnen anschließend die Ausübung gewisser Berufe. Im Jahre 1978 nimmt das kommunistische Regime ihnen ihre Güter und läßt eine gewisse Anzahl von ihnen nach China flüchten, so als wären sie chinesische Nationalisten.

Da sie seit langem mit diesen Existenzproblemen zu kämpfen haben, haben sich die Chinesen in Übersee daran gewöhnt, ihr Überleben durch kulturelle Bande und durch ihre Vereinigungen zu sichern. Die Bande, die sie einen, sind schwerlich durch juristische oder politische Ausdrücke zu definieren. Was auch der Grad der lokalen Integration sein mag, so teilen sie miteinander einige tiefgehende Gefühle: die Liebe zu ihrem Herkunftsland und den Stolz auf die Errungenschaften des neuen China: die Verbundenheit mit der chinesischen Sprache und ihre Frustration, wenn sie diese weder lesen noch schreiben können; den Respekt familiären Beziehungen gegenüber und die Pflicht zur gegenseitigen Hilfe unter Personen derselben Klans; die Sorge um die Erhaltung eines ethischen Erbes an menschlichen Qualitäten durch eine gute Erziehung.

Diese solide kulturelle Grundlage gibt ihnen eine große Freiheit, sich einer ganzen Palette sozialer und politischer Situationen anzupassen. Sie gehören allen sozialen Gruppen an: Landwirte, Arbeiter, Fischer, Kleinhändler, Ärzte, Lehrer, Techniker, Unternehmer und Manager. Eine Untersuchung des zentralen katholischen Büros in 150 Diözesen im Jahre 1955 ergab, daß 5 % der Chinesen reich sind, 30 % wohlhabend, 40 % haben ein bescheidenes Einkommen und 25 % das Lebensminimum. Unter den sehr reichen begegnet man nur wenigen Katholiken. Ihre Zahl vergrößert sich eher in der mittleren Klasse als unter den Ärmsten. Studenten und Akademiker nehmen einen gewichtigen Platz ein. Die ärmsten Familien glauben, daß Erziehung und Wissen alle Türen öffnen können. Um diesen Hoffnungen zu begegnen, hat die Kirche Schulen mit Niveau öffnen können. Diese Schulen bieten eine bürgerliche Ausbildung nach den Direktiven der Regierungen und kultivieren gleichzeitig die Werte, die dem chinesischen Charakter eigen sind.

Die Teilnahme am politischen Leben bleibt eines der heikelsten Probleme der Chinesen. Jede Aktion, die sich einer ungerechten öffentlichen Ordnung entgegenstellt, macht sie augenblicklich revolutionärer Umtriebe verdächtig. Häufig bleibt ihnen nur die Mög-

lichkeit eines folgsamen Konformismus. Manchmal müssen sie die Ortsfunktionäre bezahlen, um sorglos leben zu können. Ihre sozialen Aktivitäten machen sie verdächtig, für Peking zu sein: ihre Verbundenheit mit der chinesischen Kultur macht sie verdächtig, für Taiwan zu sein; deshalb halten sie sich häufig abseits der Politik und verwenden ihre ganze Energie auf den Handel und die technischen Dienstleistungen.

V. Die spezifische Mission der Diasporachristen

Die Orientierungen des chinesischen Christentums passen sich den allgemeinen Bedingungen der Diaspora an. Im allgemeinen ist der christliche Glaube ein Faktor, der die Integration in die Ortsgemeinde fördert. Meistens verwenden die liturgischen Zusammenkünfte und die katholischen Gemeinschaften die Landessprache. In ihnen sind die Chinesen unter die Bürger des Ortes gemischt. Auf diese Weise tragen sie dazu bei, ihr eigenes Milieu für andere Menschen und Realitäten zugänglich zu machen. Dieses Zeugnis kann sie manchmal teuer zu stehen kommen. Es kommt vor, daß sie von ihren Brüdern und Schwestern verstoßen werden, so als verkauften sie sich durch die Taufe der Fremde. Dieses Unverständnis wird schmerzlich empfunden. Diese Christen wollen nicht nur solidarisch mit ihrem Volk bleiben, sondern sie bleiben den Werten, die dieses auszeichnet, verbunden, und sie haben sogar das Verlangen, sie zu kultivieren.

Unter diesen Umständen konnte die Entwicklung eines spezifisch chinesischen Apostolats nur mit Freude begrüßt werden. Im November 1958 verbreitet der Dienst des apostolischen Visitators eine Mitteilung über die jüngsten Instruktionen der Propaganda zum Thema der chinesischen Riten. Das Unbehagen, das durch die Verbote der Vergangenheit entstanden war, wird vertrieben. Die Katholiken dürfen ihrer Familientradition alle Zeichen von Treue zukommen lassen. Sie tragen im übrigen aktiv dazu bei, im Rahmen der modernen Gesellschaft ein blühendes Familienleben zu fördern. Die Verfügungen des Zweiten Vatikanums erlauben darüber hinaus die Erarbeitung einer Liturgie in chinesischer Sprache. Während chinesische Gottesdienstfeiern schwer zu realisieren sind im Rahmen der sonntäglichen Messen, die allen Gläubigen des Ortes zugänglich sind, sind diese in kleinen Gruppen leicht zu bewerkstelligen. Diese Gruppen sind ebenfalls geeignet, Austauschmöglichkeiten zu fördern und auf diese Weise zu einer chinesischen Ausdrucksform des Glaubens beizutragen. Während die chinesische Diaspora früher als Wirkungsfeld des Apostolats im Sinne einer Betreuung verstanden wurde, wird sie sich jetzt mehr und mehr eines eigenen Missionsauftrags be-

wußt, der ihr in der Verkündigung des Evangeliums in der Welt zukommt.

Da Bischof Van Melckebeke, durch die langjährige Arbeit erschöpft, seinen Rücktritt angeboten hatte, ernannte die Kongregation für die Evangelisation der Völker am 26. September 1977 Pierre Chung Wanting, Erzbischof von Kuching in Malaysia, zu seinem Nachfolger. In den Anweisungen, die ihm bei dieser Gelegenheit übergeben wurden, wird präzisiert, daß die verschiedenen ethnischen chinesischen Gruppen dabei unterstützt werden sollen, sich selbst in die Ortsgemeinden einzufügen und, «ohne eine Kirche in der Kirche errichten zu wollen, ihre Identität und ihre Eigentümlichkeiten beibehalten sollen».

Eine chinesische Ausdrucksgestalt des christlichen Lebens in dieser Welt ist heute gerade deshalb um so

wünschenswerter, als sich neue Verständigungsmöglichkeiten zwischen China und der übrigen Welt abzeichnen. Seit Ende 1977 können die Chinesen aus Übersee sich ohne Schwierigkeiten in der Volksrepublik aufhalten und ihre technischen Fähigkeiten und ihr Vermögen in den Dienst der Entwicklung dieses Landes stellen. Die Christen sollten fähig sein, die ganze menschliche Tragweite dieser neuen Austauschmöglichkeiten zu ermessen. Abgesehen davon, daß sie aufgrund ihrer Vertrautheit mit dem internationalen Leben China behilflich sein können, seine Isolierung zu überwinden, befinden sie sich auch in einer außergewöhnlich guten Ausgangsposition, um der Welt die ethischen und kulturellen Werte der chinesischen Zivilisation zugänglich machen zu können.

Aus dem Französischen übersetzt von Edith Ruser-Lindemann M.A.

JEAN CHARBONNIER

1932 in Paris geboren. 1957 Priester der ausländischen Missionen von Paris. 1959 Lehrauftrag für Philosophie an der Sorbonne. Von 1960 bis 1970 zehn Jahre pastoraler Tätigkeit in Singapur, vor allem in den Milieus chinesischer Sprache: Katechismusunterricht, Jugendbewegungen, Familien- und Sozialgruppen. 1970 nach Frankreich zurückberufen für eine Unterweisung in sakramentaler Anthropologie am Centre d'Etudes Missionnaires in Chevilly-la-rue. Staatsexamen und Promotion in den theologischen Wissenschaften über das Thema «Kulturelle Identität und Modernisierung in Singapur» am Institut Catholique in Paris (1973). Veröffentlichungen: Sinologische Studien: Thèse des 3. Abschnitts an der Sorbonne über «Lu Hsün (1881–1936) et la libéra-

tion de l'homme» (1972, auf Mikrokarrei, Hachette). Danach vier Forschungsjahre in Taipeh, Hongkong, Manila, Singapur (1974–1976) und an der Universität Paris 7 (1976–1978). Staatsexamensthese über «L'Interpretation de l'histoire en Chine contemporaine» (Jan. 1978) (von der Universität Lille 3 in dreihundert Exemplaren vervielfältigt 1979). Zwei Aufenthalte in der Volksrepublik China (Sept.–Okt. 1977 und Mai 1978). Autor verschiedener Artikel und einer Serie vervielfältigter Arbeitsmappen, verbreitet durch den Informationsdienst der ausländischen Missionen in Paris: Echange France–Asie, 26 rue de Babylone, Paris 75007. Anschrift: 128, rue du Bac, F–75341 Paris Cedex 07, Frankreich.